(Zweites Blatt.

Thorner Zeitung

Nr. 168. Sonnabend, den 21. Juli 1900.

Die verhängnißvolle Sonate.

Eine Kriminalnovellette von W. J. Caie.
Autorisirte Uebersetzung nach den „Tit-Bits“
von E. Vilmar.

„Heute Abend um acht Uhr giebt Fräulein Edith Heinemann in der Viktoriahalle ein Klavierconcert und wird u. A. Beethovens 12. Sonate vortragen.“

Diese Zeilen fielen mir eines Abends beim Lesen der Zeitung ins Auge.

Es war 7 Uhr 30, also noch vollauf Zeit, um hinzugelangen. Ich bin sehr musikalisch, ein leidenschaftlicher Beethovenfreund, und überdies ein naher Bekannter Fräulein Heinemanns, die ich vor zwei Jahren — vor Antritt meiner Reise nach dem Süden — sehr oft bei gemeinsamen Bekannten getroffen hatte. Schon damals entzückte mich ihr ausgezeichnetes, seelenvolles Spiel, so daß mich außer dem persönlichen Interesse auch die Hoffnung auf einen großen musikalischen Genuß zum Besuche des Concerts veranlaßte.

Als ich den Concertsaal betrat, erschien Fräulein Heinemann soeben auf dem Podium. Der Saal war dermaßen gefüllt, daß ich mich mit einem sehr entfernten Platze begnügen mußte.

Die beiden ersten Piecen des Programms, Rubinsteins „Staccato-Studie in C“ und Paderewskis „Menuett in A“ wurden zwar sehr korrekt vorgetragen, doch schien es mir, als stände die Künstlerin an diesem Abend nicht auf der Höhe ihres Könnens, namentlich in dem ersten Stück, das mehr Fertigkeit und Verve als Gefühl und Ausdruck verlangt. Ich schob es auf Nervosität und harrte während der nun folgenden Pause ungeduldig ihres Wiedererscheinens und der zwölften Sonate.

Mit lebhaftem Applaus empfangen, nahm sie aufs Neue vor dem Flügel Platz und begann das liebliche Andante, welches gleich den drei folgenden Variationen herrlich zum Ausdruck gelangte. Doch als sie nun zum Scherzo überging, konstatirte ich einen entschiedenen Rückschlag; statt scharf und klar klangen die Töne verschwommen und undeutlich. Ihr vorhin rosig erglühtes Gesicht zeigte eine so tödtliche Bläße, daß ich mich besorgt fragte, ob sie im Stande sein würde, das Trio zu vollenden.

Immer nachlässiger, ausdrucksloser wurde ihr Spiel, und die ersten Takte des großen, ergreifenden Trauermarsches klangen undeutlich, ja, fast unhörbar. In angstvoller, fieberhafter Spannung harrte ich des Weiteren, allein sie spielte fort, während ihr Oberkörper hin- und herschwankte und keuchende Athemzüge ihre Brust hoben, bis sie schließlich mit leisem, unartikulirtem Schrei besinnungslos zu Boden sank.

Mehrere Herren stürzten zum Podium und trugen die leblose Gestalt hinaus, während das Publikum sich zu zerstreuen begann, da eine Fortsetzung des Concerts sehr unwahrscheinlich war.

Es währte einige Minuten, ehe es mir von meinem Platze aus gelungen war, mir den Weg ins Nebenzimmer zu bahnen, wohin die Leidende gebracht worden. Doch man denke sich meinen Schreck, meine Erschütterung: Edith Heinemann war todt!

Ich sprach ihrer verzweifelten Schwester, die mir ebenfalls von früher her bekannt war, meine Theilnahme aus und kehrte dann mit dem vagen, undefinirbaren Empfinden heim, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugegangen. Schien es doch nahezu unmöglich, unglaublich, daß dieses blühende junge Weib in der vollsten Kraft ihres Lebens so jäh hingerafft sein sollte.

Mein Ahnen hatte nicht getrogen.

Am folgenden Morgen erhielt ich ein Billet von Hanna Heinemann, folgenden Inhaltes:

„Werther Herr Arnolds!

Ich bin in äußerster Bestürzung und Rathlosigkeit hinsichtlich Ediths Tod und möchte Sie gern sprechen. Bitte kommen Sie, sobald Sie können.

Hanna Heinemann.“

Ich eilte sofort in die nicht weit entfernte Wohnung der Schwestern. Beim Betreten derselben fiel mir ein eigenthümlicher, überaus unangenehmer Geruch auf, dem ich indeß schon einmal irgendwo begegnet sein mußte.

Und plötzlich stand der gestrige Abend deutlich vor mir — denn bekanntlich sind Gerüche die treuesten Vermittler von Erinnerungen, mit denen sie verknüpft gewesen. Diesen nämlichen Geruch hatte ich in dem Zimmer des Concerthauses wahrgenommen, doch in der Erregung des Augenblickes hatte ich nicht weiter darauf geachtet, nun begegnete ich ihm hier wieder, doch in ungleich verstärktem Maaße.

Bleich, mit rothverweinten Augen trat Hanna mir entgegen.

„Wie freundlich, daß Sie gekommen sind,“ sagte sie. „Ich weiß selbst nicht, warum, aber ich bin überzeugt, daß Ediths Tod kein natürlicher gewesen. Seit man sie heimgebracht, ist das Haus von diesem unerträglichen Geruch erfüllt, der Ihnen natürlich auch aufgefallen sein muß. Was kann es nur sein?“

„Befand Ihre Schwester sich bei vollkommener Gesundheit oder hatte sie ein Herzübel?“

„Bewahre; weder ein Herzübel, noch sonst irgend ein Leiden. Ich kann mich kaum entsinnen, daß sie je im Leben einen Tag krank gewesen. — Gestern Mittag ging sie aus, um Einkäufe zu machen und übte dann den ganzen Nachmittag an der zwölften Sonate, da ihr um den Erfolg dieses Stückes am meisten bange war. Obwohl selbst keine große Beethovenfreundin, spielte sie die Sonate auf besonderen Wunsch.“

„Auf wessen Wunsch?“ fragte ich.

Sie zögerte unschlüssig.

„Wohlan,“ sagte sie schließlich, „Sie sollen Alles erfahren, Herr Arnolds. Vor einer Zeit lernte Ediths bei einem Concerte einen italienischen Geiger, namens Correzzio — Adolphe Correzzio — kennen. Sie trafen sich dann öfters in Concerten, bei denen sie gemeinsam mitwirkten und in Gesellschaft, und er verliebte sich leidenschaftlich in sie, folgte ihr beständig, suchte auf jede erdenkliche Weise Begegnungen herbeizuführen und erbat schließlich ihre Erlaubniß, uns zu besuchen.

Obwohl sie ihn nicht mochte, gestattete sie es ihm, und er war dann ein häufiger Gast in unserem Hause, bis Ediths Abneigung gegen ihn ihren Höhepunkt erreichte und sie derselben bei Gelegenheit seiner Werbung unverhohlen Ausdruck gab. Eine Scene folgte, und als ich das Zimmer betrat, hörte ich Correzzio sagen: ‚Fräulein Heinemann, Sie sollen Ihre schnöde Abweisung bereuen. Sie haben mich beleidigt und ich werde mich rächen!“

Seit jenem Ereignisse war meine Schwester längere Zeit verstimmt und lebte in beständiger Furcht, daß der Italiener, dessen rachsüchtigen Charakter sie längst durchschaut, seine Drohung ausführen könne.

„Wie lange war Ihre Schwester mit Correzzio bekannt?“

„Fast ein Jahr. Ehe er hierher kam, hatte er Kunstreisen durch den Orient gemacht. Er war ein seltsamer Mensch, der sich — außer für Musik — sehr lebhaft für Chemie interessirte und während seines Aufenthaltes in Indien so Manches von den Fakirs gelernt zu haben schien. Er pflegte uns oft von diesem seinem Steckenpferde zu erzählen, doch im Grund war er ein ziemlich mysteriöser Mensch, der fast niemals über seine persönlichen Verhältnisse redete.“

Diese Mittheilung frappirte mich höchlichst. „Darf ich Ihre Schwester sehen? fragte ich.

„Gewiß.“ Sie führte mich zu dem Gemache, wo Edith aufgebahrt worden. Je mehr wir uns der Leiche näherten, desto intensiver wurde der räthselhafte Geruch.

Ich zog das Leichentuch zur Seite und untersuchte Gesicht und Hände der Todten, konnte indeß nichts Auffälliges entdecken. Als ich die Hülle wieder über das noch im Tode schöne Gesicht gezogen, fiel mein Blick zufällig auf ein, auf einem Stuhle liegendes Frauenkleid, aus dessen Tasche etwas Weißes herausschaute. Einer momentanen Eingebung folgend, zog ich es hervor. Es war ein Taschentuch, doch mit diesem zugleich fiel ein Billet aus der Tasche. Ich hob es auf und las:

„Ich scheide für immer, denn ich kann es nicht über's Herz bringen, Ihnen irgend ein Leid anzuthun. Wollen Sie mir nun eine letzte Gunst gewähren und auf Ihrem Concerte am Freitag Beethovens zwölfte Sonate spielen? Wie Sie wissen, war es stets mein Lieblingsstück. Sie sehen mich niemals wieder. A. C.“

Diese Initialen im Verein mit den Mittheilungen, die Hanna Heinemann mir zuvor gemacht, ließen es als zweifellos erscheinen, daß dieses Schreiben von Correzzio herrührte. Ich übergab es Hanna mit dem Bemerken:

„Ich bin fest überzeugt, daß hier eine Schurkerei im Spiel gewesen und möchte, ehe ich weitere Schritte unternehme, zunächst mit einem Freunde, einem Mediziner, über die Sache reden. Wollen Sie dieselbe ganz in meine Hand legen?“

Sie willigte dankbar an, und ich verließ das Haus.

Die nächste Vermuthung, die sich mir aufdrängte, war — Gift. Doch wie war ihr dieses beigebracht worden? Welch' scharfes, raffinirtes Gift mußte es sein, das eine derartige Wirkung äußerte, ohne die geringste Spur zu hinterlassen!

Vor allen Dingen wollte ich meinen Freund Velten ins Vertrauen ziehen. Derselbe hatte Medicin studiert, doch gestatteten ihm seine Vermögensverhältnisse auf praktische Thätigkeit zu verzichten und ganz seinen Lieblingsstudien zu leben, wozu auch das Studium der Gifte zählte. Um sich mit den weniger bekannten Giften des Orients vertraut zu machen, hatte er sich längere Zeit dort aufgehalten.

Nachdem ich Velten den ganzen Sachverhalt einschließlich der Verdachtsmomente mitgetheilt, versank er eine Weile in Nachdenken und fragte dann:

„Könntest Du mir die Art des Geruches näher beschreiben?“

„Es war ein überaus strenger, penetranter, widerlicher Geruch, aber ich wüßte nicht, womit er sich vergleichen ließe.“

Er schritt zu einem Schranke, dem er eine kleine Phiole entnahm, deren Kork durch Pergament luftdicht verschlossen war. Eine wässerige Flüssigkeit von tiefschwarzer Farbe befand sich darin. Nachdem Velten Handschuhe angelegt, löste er die Pergamenthülle und zog mittels einer Zange den Pfropfen aus dem Glase. Dann ließ er ein ganz klein wenig von der Flüssigkeit auf ein Papierblatt träufeln und verkorkte die Flasche sogleich wieder. Hierauf entzündete er eine Gasflamme und hielt das angefeuchtete Papier einen Moment darüber. Sofort verbreitete sich derselbe penetrante Geruch im Zimmer, welcher die Heinemann'sche Wohnung erfüllte.

„Das ist's, das ist derselbe Geruch, Velten!“ rief ich, erregt emporspringend.

„Nun, dann wären wir der Lösung des Mysteriums auf der Spur. Wenn Du mit mir zu Fräulein Heinemann fahren willst, dürfte ich meine Diagnose voraussichtlich bestätigt finden. Jedoch müssen wir damit warten, bis es dunkel geworden.“

„Warum denn?“

„Das wirst Du schon sehen.“

Bei sinkendem Abend am Ziel angelangt, begaben wir uns nach Rücksprache mit Fräulein Hanna zu der Leiche.

Velten schloß die Thür, zog das Bahrtuch zur Seite und verlöschte sodann die im Zimmer brennenden Kerzen.

In der jetzt eingetretenen intensiven Dunkelheit gewahrte ich plötzlich zehn phosphoreszierende Punkte — die Fingerspitzen der Todten.

„Das hast Du vorher nicht bemerkt, weil Du die Leiche bei Tageslicht gesehen,“ bemerkte Velten. „Diese Thatsache im Verein mit dem scheußlichen Geruche lassen keinen Zweifel darüber, daß wir es hier mit indischen Gifte „Khar Yabi“ zu thun haben, welches der Todten beigebracht worden. Da das Gift sich lediglich an ihren Fingerspitzen befindet, dürfte es rathsam sein, zunächst das Piano zu untersuchen, auf welchem sie gestern Abend gespielt.“

Wir fuhren zum Concerthause und verlangten das Piano zu sehen, das noch unberührt auf derselben Stelle stand. Und auch hier begegneten wir demselben widerlichen Geruch.

Velten öffnete das Instrument und verlöschte sodann das Gas, und sofort leuchteten die meisten der schwarzen Obertasten in demselben matten phosphoreszierenden Lichte, wie die Fingerspitzen der Künstlerin, doch sobald die Lampe entzündet worden, war keine Spur mehr davon zu endecken, und die Tasten blickten so unschuldig wie die jedes anderen Pianos.

Auferstehung.

Von Graf Leo N. Tolstoi.
Deutsch von Wilhelm Thal.

90. Fortsetzung.

Als er dann Nechludoff erkannte, den im Gefängniß Jeder kannte, fuhr er mit der Hand nach der Mütze und sagte in ehrerbietigem Tone:

„Excellenz, es ist uns wirklich ausdrücklich verboten! Auf dem Bahnhof können Sie mit ihnen sprechen, aber hier ist es unmöglich!“

Nechludoff trat zur Seite, befahl dem Kutscher, ihm zu folgen und begann neben dem Zuge auf dem Trottoir einherzugehen. Dieser war überall der Gegenstand einer lebhaften Aufmerksamkeit, die sich aus Furcht und Sympathie zusammensetzte. Aus den Wagen beugten sich Köpfe hervor und betrachteten eifrig das schreckliche Schauspiel. Einige traten näher und gaben Almosen, die die Aufseher des Zuges entgegennahmen. Andere folgten den Gefangenen wie hypnotisiert, so weit sie konnten.

* * *

Nechludoff ging ebenso schnell, wie die Gefangenen, und obwohl er leicht gekleidet war, wurde ihm die Hitze doch fortwährend qualvoller. Endlich hielt er es nicht mehr aus; nach viertelstündiger Wanderung ging er wieder zu seinem Wagen, stieg hinein und befahl dem Kutscher, vorzufahren. Doch im Wagen erschien ihm die Hitze noch unerträglicher. Er bemühte sich, an seine Unterredung vom vorigen Tage mit seinem Schwager zu denken, doch diese Erinnerung, die ihn noch vor wenig Stunden so heftig aufgeregt, vermochte ihn jetzt nicht mehr zu interessieren. Seine ganzen Gedanken waren dem schrecklichen Schauspiel zugewendet, dem er eben beigewohnt. Vor Allem aber erstickte er vor Hitze.

Auf einem kleinen Platze sah er im Schatten der Bäume zwei Gymnasiasten, die neben einem herumziehenden Eisverkäufer standen; der eine, der sein Glas bereits geleert, leckte gierig den kleinen Hornlöffel ab; der andere beobachtete die Bewegungen des Verkäufers, der eben das Glas, das er in der Hand hielt, mit gelbem Eis füllte.

„Wissen Sie, wo man hier in der Nähe etwas trinken könnte?“ fragte Nechludoff dem Kutscher, denn er verspürte plötzlich einen gräßlichen Durst.

„Zwei Schritt von hier ist ein Wirthshaus, ein sehr schönes Wirthshaus,“ sagte der Kutscher, lenkte um eine Straßenecke und fuhr Nechludoff nach einem Hause, an dem ein großes Schild hing. Der Wirth, der in Hemdsärmeln am Schenktisch stand, und zwei Kellner in schmutzigen Blousen betrachteten neugierig diesen unbekannten Gast und boten ihm dann ihre Dienste an. Nechludoff bat um Selterswasser und setzte sich in den Hintergrund der Gaststube an einen kleinen, mit einem fettigen Tischtuch belegten Tisch.

Zwei Männer saßen an einem Nebentische und tranken Thee. Der eine war brünett und untersetzt, mit einem dicken, ganz mit schwarzen Haaren bedeckten Nacken, und sah Ignaz Nikophorowitsch ähnlich. Diese Aehnlichkeit erweckte in Nechludoff wieder die Erinnerung an die Unterredung vom vorigen Tage und an seinen Wunsch, seinen Schwager und seine Schwester noch einmal wiederzusehen. „Wie wär's wenn ich hinginge?“ sagte er sich. „Doch nein, ich werde den Zug verpassen. Es ist besser, ich schreibe einen Brief.“ Er bat um eine Feder, Tinte und Papier und dachte, während er das frische und prickelnde Wasser in kleinen Schlucken trank, was er schreiben sollte. Doch seine Ideen verwirrten sich, ohne daß er inen Satz zu finden vermochte.

„Liebe Nataschа, ich kann Dich nicht unter dem peinlichen Eindruck meiner gestrigen Unterredung mit Ignaz Nikophorowitsch verlassen,“ begann er. Doch was sollte er dann weiter sagen? Sollte er für seine Worte vom vorigen Tage um Verzeihung bitten? Doch diese Worte waren der Ausdruck seines Denkens, und sein Schwager konnte glauben, er widerrufe. Und auch diese Manier, sich in seine Angelegenheit zu mischen! Nein, es war ihm unmöglich, zu schreiben, und er fühlte wieder einmal, wie sein Haß gegen diesen Fremden neu erwachte, der außer Stande war, ihn zu begreifen. Nechludoff steckte der angefangenen Brief in die Tasche, bezahlte und stieg wieder in den Flaker, um sich dem Zuge anzuschließen.

Die Hitze war so gräßlich, daß die Pflastersteine und die Mauern der Häuser einen glühenden Hauch auszuströmen schienen. Als Nechludoff die Hand auf den lackierten Schlag des Wagens legte, hatte er die Empfindung einer richtigen Brandwunde

Das Pferd schleppte sich schwerfällig über das staubige Pflaster, der Kutscher schlummerte, und auch Nechludoff starrte, von der Hitze betäubt, ohne an etwas zu denken, vor sich hin. An einer Straßenecke bemerkte er plötzlich vor einem Thorweg eine Gruppe von Männern, unter denen ein Soldat des Zuges mit dem Gewehr im Arm stand. Er gab dem Kutscher ein Zeichen, anzuhalten und fragte den Portier des Hauses:

„Was giebt's?“

„Es ist einer der Gefangenen!“

Nechludoff stieg vom Wagen und näherte sich der Gruppe. Auf den ungleichen Pflastersteinen, hart am Trottoir, lag, mit dem Kopf nach unten, ein Gefangener, ein kleiner Mann mit rothem Gesicht und rothem Bart. Auf den Rücken ausgestreckt, die Daumen weit ausgespreizt, hob sich ruckweise seine breite Brust; er seufzte und schien mit seinen unbeweglichen, blutunterlaufenen Augen den Himmel zu betrachten. Um ihn herum standen ein Polizist mit sorgenvoller Miene, ein Hausierer, ein Postillon, ein Ladenkommis, ein altes Weib mit einem Sonnenschirm und ein kleiner Junge mit einem leeren Korb. „Erst haben sie sich durch die Einsperrung schwach gemacht, und dann lassen sie sie in der Hitze marschieren,“ sagte der Ladenkommis, sich zu Nechludoff wendend.

„Er wird sicher sterben!“ sagte das alte Weib mit klagender Stimme.

(Forsetzung folgt.)

„Hat sich vor dem gestrigen Concert irgend Jemand an diesem Instrumente zu schaffen gemacht?" fragte ich den Diener.

„Allerdings," entgegnete er, „ein großer brünetter Herr war gestern Nachmittag hier und sagte, er sei von Fräulein Heinemann beauftragt, das Klavier zu stimmen. Er blieb ungefähr eine halbe Stunde und spielte von Zeit zu Zeit."

„Gut," sagte ich. „Halten Sie das Instrument bis auf Weiteres verschlossen."

„Dieses Khar Yabi," erklärte Velten auf dem Heimwege, „ist eines der schrecklichsten und zugleich am wenigsten bekannten orientalischen Gifte, und seine Bestandtheile sind bisher nicht zu ergründen gewesen. Im Gegensatz zu den meisten anderen Giften wirkt es bereits bei unversehrter Haut. Ein Minimum davon auf die bloße Haut gebracht, vermag den Tod herbeizuführen. Jedenfalls hat dieser Schurke Correzzio, der unbedingt der Mörder ist, dieses Gift gleich mir, in Indien aufgestöbert, doch scheint seine phosphoreszirende Eigenschaft ihm unbekannt gewesen zu sein. In der Hoffnung, daß es sich beim Spiel den Fingern der Künstlerin mittheilen würde, hat er es auf die Tasten aufgetragen und seinen teuflischen Zweck leider erreicht. Und da es auf den weißen Tasten sichtbare Spuren hinterlassen hätte, hatte er sich auf die Obertasten beschränkt."

„Ha, nun wird mir auch die Absicht seiner Bitte klar!" rief ich erregt. „Die zwölfte Sonate spielt größtentheils auf den Obertasten. Keiner ihrer Sätze hat weniger als vier Vorzeichnungen und der Trauermarsch sogar sieben. Und um seines Erfolges sicher zu sein, erbat er den Vortrag dieser Sonate. Ist je einem Menschenhirn ein teuflischerer, raffinirterer Plan entsprungen?" — — — —

Kunst und Wissenschaft.

Hundert Jahre sind am 31. d. Mts. verflossen, daß in Eschersheim bei Frankfurt a. M. Friedrich Wöhler geboren wurde. Der bedeutende Chemiker hat sich große Verdienste nicht allein um die Wissenschaft, sondern auch indirekt um die Technik erworben. Denn Friedrich Wöhler war es, der im Jahre 1827 als Erster das Aluminium entdeckte, zuerst als ein graues Pulver, und es 18 Jahre später in Form von Metallkugeln herstellte. Er ist im Alter von 82 Jahren in Göttingen als Direktor des Chemischen Instituts und Generalinspektor der hannoverschen Apotheken gestorben. Seine Studien hat er auf der Universität Marburg und Heidelberg absolvirt, die zunächst der Medicin galten. Indeß zogen ihn Chemie und Mineralogie sehr an, denen er sich bald mit ganzem Eifer widmete. Er arbeitete dann mit dem großen schwedischen Chemiker Frhr. Jakob v. Berzelius in Stockholm zusammen und unternahm auch mit ihm eine größere wissenschaftliche Reise. Der Einfluß von Berzelius bestimmte Wöhler, sich nunmehr vorwiegend mit Chemie zu beschäftigen. Auch in Berlin hat er gewirkt. Im Jahre 1825 lehrte er hier Chemie und Mineralogie an der damals grade neu eingerichteten Gewerbeschule. Schon zwei Jahre später wurde er Professor und nach vier Jahren ging er nach Kassel in eine ähnliche Stellung. Schließlich folgte er dem Rufe nach Göttingen, wo er im September 1882 starb. Am bekanntesten von ihm dürfte sein „Grundriß der Chemie" sein. Er ist auch ein fleißiger Mitarbeiter an den Liebigschen „Annalen der Chemie und Pharmacie" gewesen.

Die dänischen Fachmänner, darunter die ersten Autoritäten, betrachten es als ungünstiges Zeichen, daß die Andrée-Boje leer und ohne Deckel gefunden wurde. Sie meinen, daß die Boje, nachdem der Ballon zerstört war, vom Meere nach der Westküste Islands getrieben worden sei.

Für die Redaktion verantwortlich: Curt Plato in Thorn.

Handelsnachrichten.

Amtliche Notirungen der Danziger Börse.

Donnerstag, den 19. Juli 1900.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Oelsaaten werden außer dem notirten Preise 2 M. per Tonne sogenannte Factorei-Provision usancemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet.

Weizen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch hochbunt und weiß 772—775 Gr. 157 M. bez.
inländisch bunt 745 Gr. 147 M. bez.
inländisch roth 726 Gr. 143 M. bez.

Roggen per Tonne von 1000 Kilogramm per 714 Gr. Normalgewicht
transito feinkörnig 734 Gr. 94 M. bez.

Hafer per Tonne von 1000 Kilogr.
transito 82—96 M. bez.

Rübsen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch Winter- 230—233 M. bez.

Kleie per 50 Klg. Weizen- 3,77½—4,10 M. bez.
Roggen- 4,20 - 4,60 M. bez.

Der Vorstand der Producten-Börse.

Amtl. Bericht der Bromberger Handelskammer.

Bromberg, 19. Juli 1900.

Weizen 140—151 Mark, abfallende Qualität unter Notiz
Roggen, gesunde Qualität 136—140 Mk., feuchte abfallende Qualität unter Notiz.
Gerste 125—132 Mk., feinste, über Notiz.
Hafer 130—135 Mk.
Futtererbsen nominell ohne Preis. Kocherbsen 140—150 Mk.

Thorner Marktpreise von Freitag, 20. Juli.

Der Markt war mit Allem ziemlich beschickt.

Benennung		niedr. Preis M.	niedr. Preis ₰	höchst. Preis M.	höchst. Preis ₰
Weizen	100 Kilo	14	60	15	—
Roggen	"	13	40	13	80
Gerste	"	12	60	13	—
Hafer	"	12	80	13	40
Stroh (Richt-)	"	4	—	4	50
Heu	"	6	—	7	—
Erbsen	"	15	—	16	—
Kartoffeln	50 Kilo	2	80	3	20
Weizenmehl	"	—	—	—	—
Roggenmehl	"	—	—	—	—
Brod	2,3 Kilo	—	50	—	—
Rindfleisch (Keule)	1 Kilo	1	—	1	20
" (Bauchfl.)	"	—	90	1	—
Kalbfleisch	"	—	80	1	20
Schweinefleisch	"	1	—	1	20
Hammelfleisch	"	1	10	1	20
Geräucherter Speck	"	1	40	1	50
Schmalz	"	1	40	—	—
Karpfen	"	—	—	—	—
Zander	"	1	40	—	—
Aale	"	1	60	2	—
Schleie	"	—	80	1	—
Hechte	"	—	80	1	—
Barbine	"	—	60	—	—
Bressen	"	—	60	—	80
Barsche	"	—	60	—	80
Karauschen	"	—	80	1	—
Weißfische	"	—	20	—	30
Puten	Stück	—	—	—	—
Gänse	"	2	50	3	50
Enten	Paar	2	—	3	—
Hühner, alte	Stück	1	—	1	50
" junge	Paar	—	80	1	40
Tauben	"	—	60	—	70
Butter	1 Kilo	1	70	2	40
Eier	Schock	2	40	3	—
Milch	1 Liter	—	12	—	—
Petroleum	"	—	22	—	25
Spiritus	"	1	30	—	—
" (denat.)	"	—	30	—	—

Außerdem kosteten: Kohlrabi pro Mandel 0,25—0,40 M., Blumenkohl pro Kopf 10—40 Pfg., Wirsingkohl pro Kopf 10—15 Pfg., Weißkohl pro Kopf 25—30 Pfg., Rothkohl pro Kopf 00—00 Pf., Salat pro 3 Köpfchen 10 Pfg. Spinat pro Pfd. 20—00 Pfg., Petersilie pro Pack 0,05 Pfg., Schnittlauch pro 2 Bundchen 05 Pfg., Zwiebeln pro Kilo 20—00 Pfg., Mohrrüben pro Kilo 20 Pfg., Sellerie pro Knolle 00—00 Pfg., Rettig pro 3 Stück 10 Pfg., Meerettig pro Stange 20—45 Pfg., Radieschen pro 3 Bd. 10 Pfg., Gurken pro Mandel 0,00—0,00 M., Schoten pro Pfund 0,15—0,20 M., Kirschen pro Pfd. 20—40 Pfg., Birnen pro Pfd. 40—00 Pfg., Stachelbeeren pro Pfd. 20—40 Pfg., Erdbeeren pro Kilo 0,00—0,00 M., geschlachtete Gänse Stück 00—00 Mk., geschlachtete Enten Stück 00—00 Mk., Waldbeeren pro Liter 1,00—1,20 M. Morcheln pro Mandel 00—00 Pfg.. Champignon pro Mandel 00—00 Pfg., Pilze pro Näpfchen 12—15 Pfg., Krebse pro Schock 1,50—6,00 M., neue Kartoffeln pro Kilo 00—00 Pf. Spargel pro Kilo 0,00—0,00 M., grüne Bohnen 15—25 Pf., Johannisbeeren pro Pfd. 30—00 Pfg., Himbeeren pro Pfund 50—60 Pfg., Aepfel pro Pfund 40—00 Pfg.

Samenbericht von J. u. P. Wissinger

Berlin N. O. 43, den 20. Juli 1900.

Das sonnige Wetter, das sei Mitte voriger Woche sich einstellte, wurde fast überall zum Abernten des Roggens benutzt, und so wurde vielfach die Stoppel für Futtersaaten frei, die nunmehr in ziemlicher Menge bestellt wurden. Dabei war Senf nicht sonderlich beachtet, dagegen wurden Buchweizen, Oelrettich und Hülsenfrüchte für's Gemenge neben Lupinen zur Gründüngung vielfach begehrt. Es entwickelte sich auch ein größerer Umsatz in Herbstrübensamen, der als Ersatz für verunglückte Wrucken gebraucht wurde. In frühreifenden Gräsern ist eine Mißernte so gut wie sicher für Knaulgras; auch Schafschwingel ist wenig und obendrein verregnet geerntet. Der Weißklee ist ebenfalls niedrig geblieben und fast überall zu Futter verwendet worden. Für Timothee werden aus Amerika stark erhöhte Preise gemeldet und auch amerikanischer Rothklee behauptet unverändert die hohen Notirungen.

Zu den nachstehenden Preisen liefern wir ab unserm Lager Berlin, zu den höchsten Notirungen prima, seidefreie Saaten letzter Ernte mit gutem Gebrauchswerthe: Inländ. Rothklee 64—70, amerikan 48—50, Weißklee, fein bis hochfein 48—56, mittelfein 30—44, Schwedenklee 56—68, Gelbklee 14—21, Wund- oder Tannenklee 60—70, Incarnatklee 31—39, Bokharaklee 35—47, Luzerne, provencer 53—57, nordfranzösische 49—52, Sandluzerne 61—65, Esparsette 13—17, engl. Reygras 12—17, ital. Reygras 16—21, Timothee 19—26, Honiggras 15—23, Knaulgras 36—50, Wiesenschwingel 45—50, Schafschwingel 18—26, Wiesenfuchsschwanz 52—55, Seradella 6—7, silbergrauer Buchweizen 11—12, brauner Buchweizen 10—11, Senf 21—28, Oelrettig 16—18, Pferdezahn-Saatmais 9—10, Badischer Mais 12—14, Zuckerhirse 15, kleiner Spörgel 12—15, Riesenspörgel 14—16. Sommerraps 18, Stoppelrüben, englische 60—70, deutsche, lange Ulmer etc. 55, runde 42—48 Mark per 50 Kg. ab Berlin. — Lupinen, gelbe 120—132, blaue 118—130, ostpreußische Wicken 160—175, Sandwicken, stark steigend, radefreie Saat 310—380, Johannisroggen, 190—210 Mark per 1000 Kg. Parität Berlin.

Mühlen-Etablissement zu Bromberg.
Preis-Courant.
(Ohne Verbindlichkeit).

pro 50 Kilo oder 100 Pfd.	vom 22. 6. Mark	vom 19. 7. Mark.
Weizengries Nr. 1	14,80	14,80
do. " 2	13,80	13 80
Kaiserauszugmehl	15,—	15,—
Weizenmehl 000	14,—	14,—
do. 00 weiß Band	11,60	11,60
do. 00 gelb Band	11,40	11,40
do. 0	8,20	8,20
Weizen-Futtermehl	5,40	5,40
Weizen-Kleie	5,20	5,20
Roggenmehl 0	12,20	12,—
do. 0/I	11,40	11,20
do. I	10,80	10,60
do. II	8,—	7,80
Commis-Mehl	10,—	9,80
Roggen-Schrot	9,20	9,—
Roggen-Kleie	5,40	5,40
Gersten-Graupe Nr. 1	14,20	14,20
do. " 2	12,70	12,70
do. " 3	11,70	11,70
do. " 4	10,70	10,70
do. " 5	10,20	10,20
do. " 6	9,70	9,70
do. grobe	9,70	9,70
Gersten-Grütze Nr. 1	10,50	10,50
do. " 2	10,—	10,—
do. " 3	9,70	9,70
Gersten-Kochmehl	7,20	7,20
do.	—,—	—,—
Gersten-Futtermehl	5,20	5,20
Buchweizengries	17,—	17,—
Buchweizengrütze I	16,—	16 —
do. II	15,50	15,50

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.